

(Nachdruck verboten.)

77]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Novarre zögerte einen Augenblick.

„Er starb drei Tage danach. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, gnädige Frau, daß diese Krisen fast immer das Anzeichen des nahen Endes sind. Es ist das alte Lied von der Lampe, die noch einmal heller aufblüht, ehe sie erlischt.“

Ein tiefes Schweigen folgte. Sie war sehr bleich geworden, der Schauer des Todes hatte sie angeweht. Aber mehr noch als das nahe Ende des unglücklichen Großvaters bereitete ihr ein anderer Gedanke schmerzliche Pein. Hatte auch er, gleich dem alten Mann in Saint-Eron, alles gesehen, alles gehört, alles verstanden? Sie wagte noch eine Frage.

„Halten Sie die Geisteskräfte unsres teuren Kranken für gelähmt, Herr Doktor? Glauben Sie, daß er versteht, was um ihn vorgeht, daß er denkt?“

Der Doktor machte die unbestimmte Gebärde des Mannes der Wissenschaft, der nur das fest behauptet, was zweifellos bewiesen ist.

„Da fragen Sie mich zu viel, gnädige Frau. Alles ist möglich in dem geheimnisvollen Verhältnis des Gehirns, in welches wir fast noch gar nicht eingedrungen sind. Die Denkkraft kann unbeeinträchtigt geblieben sein, wenn auch die Sprache gelähmt ist. Wenn jemand nicht spricht, so beweist das noch nicht, daß er auch nicht denkt. Gleichwohl hätte ich eine Abschwächung auch der geistigen Fähigkeiten Monsieur Jérômes diagnostiziert, ich hätte ihn für in senile Kindlichkeit verfallen gehalten.“

„Aber Sie sagen, es ist möglich, daß er noch im Besitze seiner vollen Geisteskräfte sei?“

„Sehr möglich, und ich halte es nun sogar für wahrscheinlich, angesichts dieses Wiedererwachens seines ganzen Wesens, das mit einer allmählichen Rückkehr des Sprechvermögens verbunden zu sein scheint.“

Die Folge dieser Unterredung war ein vorherrschendes Gefühl schmerzlicher Angst in der Seele Suzannens. So oft sie liebevoll im Zimmer des Großvaters verweilte, konnte sie nicht ohne geheimes Entsetzen seine Wiederauferstehung beobachten. Wenn er alles gesehen, alles gehört, alles verstanden hatte, in der stummen Starrheit, in die er durch die Paralyse gebannt war, welche entsetzliches Drama hatte sich unter der Decke seines Schweigens in seiner Seele abgespielt! Seit dreißig Jahren war er ein unbeweglicher Zeuge des Verfalls seines Geschlechts, sahen seine hellen Augen den Untergang der Seinen mit an, einen Sturz, den der Schwindel des Besitzes vom Vater auf den Sohn beschleunigte. Zwei Generationen hatten genügt, um am verzehrenden Feuer der Genußsucht das von ihm und seinem Vater geschaffene Vermögen zu verbrennen, das er für so festbegründet gehalten hatte. Er hatte gesehen, wie sein Sohn Michel, Witwer geworden, sich durch kostspielige Frauen ruinierte und dann seinem Leben durch eine Revolverkugel ein Ende machte, während seine Tochter Laure, in Mystizismus versunken, sich im Kloster begrub, und sein zweiter Sohn Philippe, der eine Dirne geheiratet hatte, nach einem wüsten Leben im Duell fiel. Er hatte gesehen, wie sein Enkel Gustave, der Sohn Michels, diesen zum Selbstmord trieb, indem er ihm zugleich die Geliebte und hunderttausend Frant stahl, die der Vater für Fälligkeiten beiseite gelegt hatte, während sein anderer Enkel André, der Sohn Philippes, in der Zelle eines Irrenhauses endete. Er hatte gesehen, wie Voisgelin, der Gatte seiner Enkelin Suzanne, das dem Untergang nahe Werk gestauft und einem armen Vetter, Delaveau, zur Leitung anvertraut hatte, der es, nachdem er es einer kurzen Blüte zugeführt, selbst in Asche legte, als es abermals vor dem Ruin stand, und als er von dem Verrat seiner Frau Fernande und des schönen Lebemanns Voisgelin erfahren hatte, die in ihrer tollen Eier nach Luxus und Genuß sich selbst und alles um sie herum ins Verderben gestürzt hatten. Er hatte die Stahlwerke, seine geliebte Schöpfung, die Fabrik, die er so klein aus den Händen seines Vaters übernommen

hatte, unter seinen Händen sich vergrößern und ins Riesenhafte wachsen sehen, und er hatte gesehen, wie diese Werke, aus denen, wie er glaubte, sein Geschlecht eine ganze Stadt, ein mächtiges Reich des Eisens und des Stahles machen würde, wie diese Werke so rasch dem Untergang anheimfielen, daß schon nach der zweiten Generation kein Stein mehr auf dem andern geblieben war. Und er hatte gesehen, wie sein Geschlecht, in dem sich so langsam, in einer langen Reihe vom Elend bedrückter Arbeitergenerationen, die Schöpferkraft aufgesammelt hatte, die dann in seinem Vater und ihm hervorgebrochen war, er hatte gesehen, wie dieses Geschlecht sofort durch den Mißbrauch des Reichthums verdorben, entartet, zerstört wurde, wie schon in seinen Enkeln nichts mehr von der gewaltigen Arbeitskraft der Durignon zu spüren war. Welche furchtbare Menge von Erinnerungen waren in dem Kopfe dieses achtundachtzigjährigen Greises aufgehäuft, welche lange Folge schrecklicher Ereignisse, welche ein Ueberblick über ein Jahrhundert des Mühens und Ringens, über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einer Familie! Und welche ein grauenhaftes Verhältnis, dieser Kopf, in welchem die Erinnerungen, die bisher zu schlafen schienen, nun langsam erwachten, und welches nun alles in einem mächtigen Strom von Wahrheit wiedergeben zu wollen schien, wenn die noch stammelnden Lippen erst klare Worte zu formen im Stande sein würden!

Diesem entsetzlichen Erwachen harrete nun Suzanne mit steigender Angst entgegen. Sie und ihr Sohn waren die letzten des Geschlechts, Paul war der letzte männliche Abkömmling der Durignon. Die Tante Laure war im Kloster der Karmeliterinnen gestorben, wo sie mehr als vierzig Jahre gelebt hatte; und auch der Vetter André war schon seit Jahren tot, nachdem er seit seiner Kindheit tot für die Welt gewesen war. Wenn Paul nun manchmal seine Mutter zum Großvater begleitete, sah ihn dieser lange an mit seinen Augen, in denen ein immer klarerer Ausdruck erwachte. Dies war nun der einzige, zarte Zweig der starken Eiche, von der er einst gehofft hatte, daß sie sich mächtig entwickeln und ausbreiten werde. War der Familienbaum nicht strotzend von jungen Säften, von Gesundheit und Lebenskraft, die das Erbeil von Generationen derber Arbeiter waren? Mußte seine Nachkommenschaft sich nicht vermehren und verbreiten, um siegreich alle Güter und alle Genüsse dieser Erde zu erobern? Und schon bei seinen Enkeln waren die Säfte verdorrt, das sinnlose Leben des Reichthums hatte in weniger als einem halben Jahrhundert die lange aufgespeicherten Kräfte zahlloser Geschlechter verzehrt. Welche Bitterkeit mußte den unglücklichen Großvater erfüllen, den letzten Zeugen, der noch aufrecht stand inmitten so vieler Ruinen, wenn er keinen andern Erben seines Bluts vor sich sah als den sanften, zarten Paul, ein letztes Geschenk des Lebens, das den Durignon diesen kostbaren Sproß gelassen zu haben schien, damit er in neuer Erde wurzeln und blühen könne! Und welche schmerzliche Ironie des Schicksals, daß heute nur noch dieses sanftmütige, klug überlegende Kind übrig war in der weitgedehnten Guerdahe, dem königlichen Landjäger, den Monsieur Jérôme seiner Zeit zu so hohem Preise erworben hatte, in der stolzen Hoffnung, ihn eines Tages mit seiner zahlreichen Nachkommenschaft zu bevölkern. Er sah im Geiste seine weiten Gemächer von zehn Ehepaaren bewohnt, er hörte das fröhliche Lachen einer unaufhörlich wachsenden Schar von Knaben und Mädchen, dies sollte der prächtige, glückliche Familiensitz werden, auf welchem das immer stolzer erblühende Geschlecht der Durignon herrschte. Aber er mußte im Gegentheil sehen, wie die Gemächer sich jeden Tag mehr leerten; die Trunkenheit, die Tollheit, der Tod waren eingebrungen und hatten ihr Zerstörungswerk gethan; und zuletzt war noch die Verderberin gekommen, die den vollständigen Untergang des Hauses herbeiführte. Seit der letzten Katastrophe waren zwei Drittel der Zimmer geschlossen; der ganze zweite Stock war dem Staub überlassen; die Empfangsräume im Erdgeschos wurden nur jeden Sonnabend geöffnet, um gelüftet zu werden. Das Geschlecht mußte erlöschen, wenn Paul es nicht neu begründete, und der Wohnsitz, wo es hätte residieren sollen, war nur noch ein großes leeres Haus, das das entzweite Ehepaar nicht aufrecht erhalten

Konnte und das vollkommen zerfallen mußte, wenn man ihm nicht neues Leben einflöhte.

Wieder verging eine Woche. Der Bediente konnte nun einzelne Worte in dem Gestammel Monsieur Jérômes verstehen. Dann tauchte ein Wort immer häufiger, immer deutlicher auf, und der Bediente berichtete es zusammen.

„Es war nicht leicht zu verstehen, aber jetzt kann ich der gnädigen Frau bestimmt versichern, daß der alte Herr heute vormittag einigemal gesagt hat: „Zurückerstatten, zurückerstatten!“

Suzanne blieb ungläubig. Das hatte keinen Zusammenhang. Was sollte man zurückerstatten?

„Hören Sie recht aufmerksam zu und suchen Sie genau zu verstehen, was er sagt,“ trug sie dem Diener auf.

Am nächsten Tag war der Mann seiner Sache noch gewisser.

„Ich versichere der gnädigen Frau, daß der alte Herr gesagt hat: „Zurückerstatten, zurückerstatten!“ und zwar zwanzigmal, dreißigmal hintereinander, mit leiser, aber angestrenzter Stimme, als ob er alle Kraft darauf wendete, die ihm geblieben ist.“

An diesem Abend entschloß sich Suzanne, selbst den Großvater zu überwachen, um womöglich zu erkunden, was er sagen wollte. Am nächsten Tag konnte er sich nicht mehr erheben. Während das Gehirn sich befreite, wurden die Beine und bald darauf der Oberkörper vollends gelähmt, wie bereits vom Tode ergriffen. Voll Schrecken sandte sie abermals nach Doktor Novarre, der aber machtlos war und sie sanft darauf vorbereitete, daß das Ende nahe sei. Von da ab verließ Monsieur Jérôme sein Zimmer nicht mehr.

Es war ein weites, schwer getäfeltes, mit dicken Tapeten verkleidetes Gemach, ganz in Rot gehalten, mit geschnitzten Polissandermöbeln, einem mächtigen, säulengeförmigen Bett und einem großen Spiegel, in welchem man fast den ganzen Park sah. Von den Fenstern aus hatte man über die Rasenflächen hinweg und zwischen den Wipfeln hundertjähriger Bäume hindurch eine weitgedehnte Fernsicht auf das Gedränge der Dächer von Beauchclair, auf die Monts Meuses, auf die Gröcherie mit dem Hochofen und auf die Schornsteine der Hölle, die noch immer hoch emporragten.

Eines Morgens saß Suzanne beim Bette, nachdem sie die Vorhänge aufgezogen hatte, damit die Wintersonne hereindringen könne, als sie zu ihrer tiefen Bewegung Monsieur Jérôme sprechen hörte. Seit einer kleinen Weile lag er mit dem Gesicht zum Fenster und sah mit seinen großen, hellen Augen weit hinaus auf den Horizont. Dann sagte er:

„Herr Lucas.“

Suzanne, die diese zwei Worte deutlich gehört hatte, war betroffen. Warum Herr Lucas? Niemals war der Großvater in irgend welche Verührung mit Lucas gekommen, ja er konnte gar nichts von seiner Existenz wissen, wenn er nicht etwa die letzten Ereignisse miterlebt, alles gesehen, alles verstanden hatte, wie sie bisher nur hatte vermuten und fürchten können. Dieses „Herr Lucas“, das von seinen so lange verschlossenen Lippen fiel, war der erste Beweis, daß hinter seinem Schweigen ein vollkommen wacher Geist gelebt hatte, der alles sah und begriff. Ihr Herz krampfte sich zusammen.

„Sagten Sie Herr Lucas, Großvater?“

„Ja, ja, Herr Lucas!“

Er sprach mit zunehmender Deutlichkeit und Energie und seine Augen waren verlangend auf sie geheftet.

„Und warum sprechen Sie von Herrn Lucas? Sie kennen ihn also, Sie haben ihm etwas zu sagen?“

Er konnte sichtlich nicht die Worte finden, die er aussprechen wollte; dann wiederholte er mit kindischer Ungebuld abermals den Namen Lucas.

„Einmal war er mir ein guter Freund“, sagte sie. „Aber schon seit vielen Jahren kommt er nicht mehr zu uns.“

Er nickte heftig mit dem Kopfe, und als ob seine Zunge sich allmählich immer mehr löste:

„Ich weiß, ich weiß. Ich will, daß er herkommt.“

„Sie wollen, daß Herr Lucas herkomme, Sie wollen mit ihm sprechen, Großvater?“

„Ja, ja, so ist's. Er soll gleich kommen, ich will mit ihm sprechen.“

Das Erstaunen Suzannens wuchs mit dem geheimen Grauen, das sie beschlichen hatte. Was konnte Monsieur Jérôme Lucas zu sagen haben? So viele peinliche Möglich-

keiten schienen ihr daraus entstehen zu können, daß sie versuchte, den Greis von diesem Wunsche abzubringen, in welchem sie nur die Phantasie eines abirrenden Verstandes sah. Aber sie überzeugte sich bald, daß er im vollkommenen Besiz seiner Geisteskräfte sei, er hat sie mit einer wachsenden Dringlichkeit und Leidenschaft, in welcher er die letzten Kräfte seines armen siechen Körpers aufbot. Sie war davon in tiefster Seele ergriffen, und sie fragte sich, ob sie nicht ein Verbrechen begehe, wenn sie sich dem Wunsche eines Schwerverkrankten widersetzte, weil sie unklar fühlte, daß schwere, weithin wirkende Dinge daraus folgen konnten.

„Sie können es nicht mir sagen, Großvater?“

„Nein, nein, Herrn Lucas. Ich will mit ihm sprechen, gleich, gleich!“

„Gut, Großvater, ich werde ihm schreiben, und ich hoffe, daß er kommen wird.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Socialdemokraten haben eine natürliche Reigung zu allem, was Seccession ist. Als Revolutionäre, als Treiber einer Umgestaltung von Grund aus, zieht es sie auch zu den künstlerischen Bestrebungen, die sich loslösen von muffigem Herkommen, sich aus eigener, freier Herrlichkeit ihre neue Erde zu gestalten streben, die in selbstlosem Dienste dem künstlerischen Ideal leben, ohne prüde Heugerei, akademische Konvention und Käuferslaverei. Wie sieht es aber um die thatsächliche Verechtigung dieser Reigung? Ist die Wahlverwandtschaft in den Dingen begründet und nicht etwa nur eine Illusion? Ist Seccession, Scheidung von der herrschenden Ordnung, was Seccession heißt?

Eine Wanderung durch die heutige Kunstausstellung der Berliner Seccession hat in mir einige Betrachtungen angeregt, von denen ich frei zu werden wünsche und die ich deshalb mit der glücklichen Bevorrechtung des fessellosen Sonntagsplauderers hier niederschreibe.

Ich gestehe von vornherein, daß ich nicht beachtliche, den berufsmäßigen Künstlern ebenso unlauteren wie untauglichen Wettbewerb zu bereiten. Ich bin kein Fachmann und habe kein Urteil über das Fachmännische. Ihm sei überlassen, bei jedem Wilsde zu scheitern, ob das technisch-koloristische Experimenteln das starke Können verrät oder nur sieche Unfähigkeit verdecken will. Es ist sicher auch für den Kenner reizvoll zu sehen, daß etwelche Leute Bilder malen wie man Acker pflügt, und beliebige willkürliche Farbensträhnen gleich Aderfurchen nebeneinanderreihen, was bei einer Entfernung von zwei Meilen einen unerhörten Eindruck hinterläßt. Es mag bedeutend sein, wenn ein Maler sich möglichst schreckliches weibliches Modell seiner baumwollenen Kleidung entäußert und es dafür in einen dicken Schuppenpanzer undenkbarster Delfarben steckt, so eine erhabene farbenbelleidete Nacktheit erzeugend, die sich selbst Herr Bören in sein Schlafzimmer hängen könnte, ohne an seinem Seelenheil Schaden zu nehmen. Auch das ist zweifellos ein unermeßlicher Fortschritt, daß sich das heftige Naturgefühl mancher Seccessionisten gründlich auf Kartoffelfeldern statt etwa in der stark veralteten Meeresbrandung austobt. Und vernünftigt sich gar eine Landschaft zu einem Tapetenmuster, so ist, wenn ich nicht irre, das Ideal erreicht. Wenn Herr Corinth, der Bielbewunderer, Verkaufstreife, die Religion der Noheit fanatisch propagiert und mit nerviger Faust Bilder hinschleudert, wie ein Metzger Ochsen schlachtet, so wirkt solch Thun — ich verstehe das sehr wohl — um so erbaulicher, als man dabei niemals die Erinnerung an die unheimlichsten Kapitel der gerichtlichen Medizin los wird. Und endlich ist es eruchtig ein interessantes Schauspiel, wie ein bedeutendes künstlerisches Genie danach ringt, in der Plastik, die auf ausgesprochene, fertige Formenprache angewiesen ist, malerisch-sublime, verinnerlichte Wirkungen zu erzeugen, indem er Teile seiner Werke skizzenhaft verwischt oder zertrümmert.

Indessen ich habe kein Recht als Kenner zu richten, ich will nur als kunstwilliges und kunstbegehrliches, simples Volk reden, das keine Ahnung davon hat, ob ein Bild mit dem Pinsel, der Spachtel oder dem Stiefelabsatz gemalt ist. Die Vorrede des Seccessionskatalogs, der selbst wie ein rares Kunstwerk bezahlt werden muß, verlangt — glaube ich: mit Anlehnung an Schopenhauer — von uns Volk, daß wir vor die Kunstwerke treten wie vor Könige und demütig warten, bis sie uns aureden. Nun, mir fehlt die monarchische Empfindlichkeit und ich habe das Mißtrauen, daß die Serenissimi bei solchen Audienzen keine Offenbarungen zu reden pflegen. Aber ich als Volk trete vor den Künstler und sage zu ihm: „Siehe, ich will werden, schaffe mich!“ Kunst erzeugt nicht nur ihre eignen Werke, sondern auch die Menschen, die sie genießen. Der Künstler ist der Schöpfer neuer Seelenwerte. Unser Musikbewußtsein, unser reinstes und reichstes Gefühlsland, ist die Kolonie Beethovens. Wir werden von der Kunst geboren, indem wir hören und schauen, unser bestes Menschentum ist ihr Gebilde. Die Zeit spricht durch sie ihre eindringlichste, bewältigende Sprache. Jeder große Künstler zaubert, dem mythischen Gotte gleich, ein neues Paradies und setzt einen neuen Adam und eine neue Eva hinein, und so steigt von Paradies zu Paradies die Aamshaft und das Ewatum zu Menschheitsgipfeln empor.

Was aber lebt nun von unsrer kämpfenden, gährenden, sehnen- den Zeit in den Gebilden der Seceſſion? Ist wirklich Revolution in ihr? Quillt in ihr die Farbenfreude einer neuen Renaissance der Geſellſchaft? Wachen in ihr unsre Leiden auf und unsre stolze arbeitende Hoffnung? Drängt in ihr unser Gassen und Lieben? Ist sie Parierkunst in jenem höchsten Sinn, in dem der Socialismus in der Partei Gestalt annahm? Nichts von alledem, trotz aller Lichtbemühungen und allem Farbeneifer ist das meiste von dem, was sich Seceſſion nennt, geistig farblos, zeitlos und deshalb zukunftslos, raucher Vergänglichkeit entgegen- hufchend. Ach, die Seceſſion ist Kräfte- und Atelierbemühung ge- blieben, ob sie auch unter freiem Himmel und sengender Sonne arbeitet, und ob auch moderne Kommerzienräte Kartoffelfelder statt Meeresbrandungen und gedörrte Spitalmädchen statt Haremsfette laufen mögen. Es fehlt der Zusammenhang mit dem Großen, Raſſigen, Gewaltigen der Zeit. Es ist keine Volkskunst — die Seceſſion ist zumeist technisches Raffinement, sie schielt nach Patent- ant und Musterschuz, und ihre Schauſtellungen haben etwas Fatales von technischen Versuchstationen.

Im Vorjahre schien es, als ob thätſächlich neues Leben in der Seceſſion ſich kündete. Heuer ist die geistige Armut des Nachwuchses erschreckend. Wer ist es denn, der von den mehr als 300 Werken Ewigkeitsgehalt hat, weil in ihnen die große Persönlichkeit, die Stimmen der Zeit, die Einsamkeit im Weltleben, meistert? Da sind die großen Alten, Bödlin und in gebührendem Abstand Leibl, da sind einige Franzosen, Holländer und Scandinavier, da fesselt die in zartem Wasserstoff atmende Landschaft eines Engländers, da rogen einzelne Tüchtigkeiten hervor, solide Arbeiten von Könnern, wenn auch nicht eben revolutionärer Masse. Sonst aber ist das meiste für das große Nichts der Vergessenheit gemacht. Eine schlimme Dürftigkeit der Phantasie spreizt sich ins Leere. Es fällt den guten Leuten verdammend wenig ein, sowohl in der Stoffwahl wie in der Symbolik des Erfindens. Die tausend- fältig gebrochenen Stimmungen der Zeit gewinnen keine Aussprache der Sturm des großen Kampflebens ist ausgesperrt auch von dieser Stätte, wo man — ganz wie die „Akademiker“ — die Lust nicht vertragen kann. Es großt nichts, es hämmert nichts, es will nichts gebären. Höchstens daß wirre Märchenphantastik in bösen Farben träumen einen tieferen Sinn vorzutäuschen, daß ein Drang nach erhöhter Lebensfreude stammelnd Form zu gewinnen sucht! Und wagt sich gar jemand an eine mythisch verzückte, unklare Ueber- schwenglichkeit, so gelingt ihm das nicht anders, als daß er 100 wie mit dem Momentphotographen aufgenommenen Typen verzerrten Affekt in die Grimassen einbläst, und die ganze Geſellſchaft zusammenhanglos nebeneinander stellt, wie die Marmorschwadronen der Puppen-Allee.

Ein Zeichen des rapiden Verfalls der Seceſſion ist der völlige Mangel an ſocialer Kunst. Hier und da wagt sich noch ein Prole- tarietbild hervor, aber auch diese haſſen ängſtlich an dem groben Außersichsein der tristen Not, und das Befreide, das sie durchleuchtet, gelangt nicht zum Ausdruck. Wie in der Litteratur so erschöpft sich die ſociale Bemühung auch in der bildenden Kunst in dem äußer- lichen Gang zum „Lumpenproletariat“, zur Oede und Dürre des stumpfen Glends. Da ist beispielsweise eine größere Leinwand, die die entzündende Landschaft der Schöneberger Gasanstalt zur An- schauung bringt, da wo sich Bahnseebahn und Ringbahn schneiden; arme Frauen und Kinder fahren auf Handwagen Coats in ihre Mietskasernen. Im Vorjahr sah man an der- selben Stelle von dem gleichen Maler eine Scene aus den Berliner Laubentolonen. Es ist zuzugeben, daß der Mann eine nicht unbeträchtliche, trefflichere Virtuosität in der Wiedergabe zerstörter, verödeter Proletarietypen besitzt. Aber be- deutet dieses trostlose Grauen des endlosen Graus, dieses Haſſen an der fürchtbaren Monotonie sinnfälliger Verelendung wirklich schon ſociale Kunst? Lodern nicht — von der Höhe der Weltgeschichte be- trachtet — Flammen in diesen gemergelten Leibern, fliegen nicht Adler um diese verwüstete Notdurst, leuchtet nicht Zukunft aus den dem Modellmaler sich darbietenden glanzlosen Augen? Sind solche ſlavischen Momentaufnahmen aus den ſocialen Niederungen das letzte Wort, das der Künstler zu sprechen hat, ist diese Natürlichkeit wirklich Wahrheit und Wahrhaftigkeit? Wenn ich mir vorstellen müßte, irgend ein schweres Geſchick würde mich zwingen, zwei derartige Bilder in meinem Zimmer aufzuhängen, so ist es für mich nicht zweifelhaft, daß ich nach einer Woche entweder die Bilder verkommen oder mich daneben aufhängen würde. Ja, warum ſieht Ihr nur die Kleider und die Falten des Hungers und der Qual, warum ſieht Ihr nicht auch die große Leidenschaft, den tapferen Idealismus, den heldischen Befreiungskampf, warum erkennt Ihr nicht die große Seele der Not, so wie sie in der ſocialistischen Bewegung sich offenbart? Was ſieht Ihr wie armselige Leibeigene, an die Scholle und den Staub gebannt, anſaßt frei und herrlich in die Zukunft zu schauen und zu ſchreiten? Ich meinte, daß der proletariſche Mägedanke beispielsweise den Künstler zu immer neuen Versuchen, ihn im Bilde zu gestalten, reizen müßte. Statt dessen zieht man auf koloristische Abenteuer, die, wenn es hoch kommt, ſich an Arbeiterkleidern und den toten Furchen des Glends vergeifen. Selbst die Wahl ſocialer Stoffe in bloßer äußerlicher Nach- bildung wird immer spärlicher, und lieber bemüht man ſich um ſexuelle Verweſung oder ergeht ſich mit Hilfe der traditionell mythologischen Formensprache in den Ausſchweifungen eines un- natürlich erſtickten, überreizten sinnlichen Genußhufchens. Dermaßen

wird die große Revolution der Seceſſion ſchließlich auch nur eine Ausgeburt bürgerlicher Dekadenz, eines hoffnungslosen, unerfätlichen und überſättigten Nihilismus, der, wenn er des Raffiniertesten müde ist, nun zur Abwechſelung ſich gelegentlich wieder den kindlichsten Raivetäten hingiebt: das ist das „Untervierzehnjährige“ in der Moderne, das auch vor dem Strafgeſetzbuch der Aesthetik nicht beſteht.

So, das ist ungefähr, was ich einmal ſagen wollte. Halten zu Gnaden! Ich verſiehe ja von diesen Dingen nichts, und Herr Corinth oder auch Herr Slevogt, den ich übrigens diesmal nicht geſehen habe, ist mir ebenso ein Grenel wie die ſeligen Thumann, Sichel und A. v. Werner. Und ſchließlich reizt mich immer noch die Schönheit der miloniſchen Venus zu größerer Andacht als ein aufgedunsenes Aktmodell mit deutlich ſichtbarer Schnürleber und den unverwiſch- baren Spuren unheilbar fatarchaiſcher Erkrankung ſämtlicher Schleimhäute. Wenn man eben nicht Fackelner ist und nicht warten kann, bis die Serenissimi ſich herbeilaſſen, einen anzusprechen! . . .

J o c.

Kleines Revueleton.

th. Auf dem Perron. Die alte Frau ſieht auf der Plattform. Mit großen ängſtlichen Augen ſtarrt ſie in das Menſchengewoge der Bahnhofsſtalle. Auf dem linken Arm trägt ſie ein Kind, in der Rechten ein Bündelchen, ihr Biſſet und ein Kopftiſſen mit buntem Bezug. Es ist ein ganz ſonderbarer Bezug: Farbe und Muſter wie man ſie nirgends ſieht, ſcharlachrote Keilen auf giftgrünem Grunde. Jeder, der vorübergeht, ſieht auf das Kiſſen und lacht: „Rein, haſt Du ſchon mal ſo etwas Verrücktes geſehen?“ fragt eine Dame.

„Und der Hut von dem Jungen — lomische Krone!“ Auch der Perronbeamte wird aufmerkſam. Ein paar Minuten ſteht er und beobachtet die Alte, dann drängt er ſich zu ihr vor: „Na wollen Sie nu eigentlich raus oder rein, Sie? Mal jezt raſch — raſch —“

Die alte Frau ſchreckt zuſammen und brummelt etwas. Der Beamte verſteht ſie nicht, er nimmt ihr das Biſſet aus der Hand: „Berlin, na alſo — denn mal raus hier.“ Er greift nach dem Kiſſen und wirft es hinter ſich gegen eine Barriere. Die Frau ſchreit auf, dann ſcheint ſie verstanden zu haben. Sie ſolgt langſam. Sie wirft ihr Bündel auf das Kiſſen und ſtellt ſich daneben, ſie iſt wirklich eine ſonderbare Erſcheinung. Ein großes dreizipfliges Kopftuch deckt ihr Geſicht; ſie trägt einen krausen, kurzen Rod, eine loſe Jade aus Kattun und grobe Lederschu. Als wäre ſie nur nach Berlin gereist, um auf dem Bahnhof ſtehen zu bleiben, ſieht ſie neben ihrer Hand, das Kind im Arm. Es ist übrigens ein großes Kind, ein Junge von etwa elf Jahren. Er hat den Kopf an ihre Schulter gelehnt. Aus dem rnzigen eingefallenen Geſicht blinzeln müde und verſchlafen zwei blaue Augen; die Beine hängen ſchlaff. Den Kopf deckt ein Strohhut. Er ist beinahe ebenso ſonderbar wie das Kiſſen, keine Garnierung darauf, der Rand ausgefranst. Er ſieht aus als hätte man ihn vom Schrikt aufgeleſen. Aber der Junge iſt ſtolz auf den Hut, er rückt daran und lacht.

Der Beamte ſtemmt die Krone in die Seiten: „Sagen Sie mal, wo wollen Sie denn nu eigentlich hin?“

Die Alte brummelt als Antwort unverständliche Laute. Der Beamte kratzt ſich hinter dem Ohr: „Liebſte Jüte, ſe kann nur polniſch.“ Er winkt ein paar Kollegen heran: „Kann von Ihnen einer polniſch?“

Es ſammelt ſich ein ganzer Kreis um die Frau. „Sie wollen wohl nach Amerika?“ fragt ein Gepädräger. Der erſte Beamte wiederholt es beinahe ſchreiend: „Wollen Sie nach Amerika? — oder nach Berlin?“

Sie ſchaut ängſtlich und verlegen drein, aber ſie lacht. Sie hat offenbar Furcht vor den Uniformen und will durch Fremdlichkeit gewinnen. Sie brummelt wieder ihr Polniſch, es ſind jezt aber auch deutliche Broden darunter: „Valien — Valien —“ und dann auf das Kind zeigend: „Kaliuil — a Wirt ſagt — Kaliuil —“

„Ach, in die Klinik wollen Sie!“ Die Beamten ſangen an zu begreifen. „Das Kind iſt wohl krank?“ fragt ein Herr aus dem Publikum. Sie lächelt noch immer: „a Wirt — a Wirt ſagt Kaliuil.“ „Na ja — a Wirt — is ja jut —“ Der Beamte ſchlägt ſie auf die Schulter: „Wo wollen Sie denn nu hin, in die königliche Klini?“

„a Wirt, a Wirt, — Kaliuil.“ Sie wiederholt immer nur das eine, was ſie notdürftig aufgeſchnappt hat.

„Ach der Wirt will ſie wohl abholen?“ meint einer von den andern Beamten.

„Will der Wirt ſie abholen?“ — „Werden Sie von jemand ab- geholt?“ Alles drängt ſich um ſie und fragt:

Sie weicht zurück, ſie beſinnt ſich offenbar, ſie ſtreichelt das Kind: „Kaliuil — a Wirt ſagt — Kaliuil — geſund machen.“

„Ach — ſo.“ — Man begreift. Der Wirt hat geſagt, die Klini wird es geſund machen — überſetzt eine Dame. „Was fehlt denn dem Jungen überhaupt?“ fragt der alte Herr neben ihr.

Sie verſteht nicht die Worte, aber den Sinn. Sie fährt dem Kinde mit der Hand über die Beine und ſpricht in einem fort, deutſch und polniſch wirt durcheinander. Die Teilnahme hat ſie zutraulich gemacht. Die andern ſolgen ihr geſpannt, die Dame verſteht ſie am beſten, ſie begleitet ihre Reden mit halblautem Ge- flüſter: „Ueberfahren worden iſt er? — ja hören Sie, ſie ſagt es noch einmal — überfahren vor einem halben Jahr. Die gnädige

Frau hätte ihn überfahren — Panna heißt ja wohl gnädige Frau. — Ja, jetzt sagt sie es noch einmal, die Panna vom Schloß. Auf der Jagd hat sie ihn überfahren. Er kann nicht mehr gehen, aber der Wirt sagt, die Klinik wird ihn gesund machen. Sie hat ihre Betten verkauft, um ihn herzubringen. Sie kommt von der polnischen Grenze. Wenn man sie länger reden hört, versteht man sie ja ganz gut. „Hat Ihnen denn die gnädige Frau kein Reisegeld gegeben?“ fragt der alte Herr. Sie schaut ihn verständnislos an; der Beamte fahrt sie an der Schulter und zeigt auf sie: „Ob Panna Geld gegeben hat —? Geld — Ihnen — so Geld?“ Er macht die Geberde des Münzenzählens. Sie schreckt zusammen und greift in die Tasche, es sind aber nur wenige Groschen, die sie herausbringt. Der Beamte lacht auf: „Fünf Groschen, Du liebe Güte! und nicht mal 'n Retourbillet. Na nu werd' ich Ihnen mal was sagen — nu sehen Sie sich hierher und warten Sie, bis ich wiederkomme.“ Er zeigt auf eine Bank und wendet sich dann zu den andren: „Werd' man die Polizei benachrichtigen, die kann sie unterbringen.“

„Ja das wird wohl das Beste sein,“ sagte der alte Herr. Die übrigen stimmen bei. Langsam zerstreut sich der neugierige Kreis. Nur der eine Eisenbahnarbeiter kommt noch einmal zurück; er hat ein Glas Bier und ein Butterbrot geholt, das bringt er der Alten.

Ihre Augen leuchten auf, sie fällt gleich darüber her, aber nur über das Brot, die Wurst steckt sie dem Jungen in den Mund.

„Wui, wie das schlingt,“ sagt ein Herr, der vorübergeht.

Die Alte streichelt den Jungen und spricht vor sich hin, ein glückliches Lächeln liegt auf ihrem Runzelgesicht: „Kaliuit — gesund machen, Kaliuit.“

Archäologisches.

k. Die Kuh des Myron. Zu den berühmtesten Kunstwerken des Altertums, die verloren gegangen sind, gehört die Kuh des Bildhauers Myron aus der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor Christi. Die alten Kunstschriftsteller spendeten der ehernen Kuh überschwängliches Lob. In zahlreichen Epigrammen der Anthologie wird ihre Lebenswahrheit gepriesen. Die Hirten halten sie, heißt es darin, für ein Stück ihrer Herde; selbst Tiere werden getäuscht, Kälber saugen am Euter der Kuh, Wrensen wollen sie stechen, Löwen sie zerreißen; sie ist besetzt und im Begriff zu brüllen, Myrons Meisterwerk befand sich in Athen in der Nähe der Akropolis. Zu Ciceros Zeit befand es sich noch dort, es wurde dann aber nach Rom gebracht, wo es sich beim Einbruch der Goten noch befand. Von ihrem Aussehen konnte man sich bisher jedoch keine Vorstellung bilden; nur eine eherner Kuh von bescheidenen Verhältnissen aus Herkulanum, die sich im Pariser Münzkabinett befindet, hat man vermuthungsweise mit dem berühmten Werk in Zusammenhang gebracht. Um so interessanter ist es, daß wie Richard Delbrück in den soeben erschienenen Mitteilungen des deutschen archäologischen Instituts in Rom berichtet, eine römische Kopie erhalten ist. Es ist eine vielfach ergänzte, beinahe lebensgroße Kuh aus lazararischem Marmor, die sich gegenwärtig im Konservatorenpalast befindet. Sie ist lang, breit und niedrig gebaut und erweckt den Eindruck von Tieren, die nicht genügend Nahrung finden können, um Fett abzugeben, aber genug, um den Körper hart und lebensfähig zu erhalten. Täglich müssen sie ihre Kräfte gebrauchen, um sich Nahrung zu verschaffen, und das giebt ihnen eine Art athletischer Schönheit. Griechenland hatte im Altertum solche Lebensverhältnisse und solche Tiere, und wer heute noch die Ziegen der attischen Berge auch nur auf dem Bazar von Athen gesehen hat, wird die griechische Rasse der Kuh des Konservatorenpalastes nicht verkennen. Die Behandlung, die Formen, die die klare, kräftige Schönheit des Tieres zu vollem Ausdruck bringt, deutet darauf hin, daß man es hier mit einem Kunstwerk aus dem zweiten Viertel des fünften Jahrhunderts zu thun hat. Das Tier ist in der Bewegung des Schreitens aufgefaßt, und jeder Muskel ist in der Form durchbildet, die diese Funktion ihm giebt. Ganz fern steht die Formauffassung der Kuh den allertümlich bunten Stieren der Akropolis mit ihren riesigen vollen Leibern; sie ist später entstanden als die jüngsten Skulpturen des Perseerchnittes, aber früher als die Pferdeleiber auf den Metopen des Parthenon, die bereits weicher behandelt sind. Ihre Entstehungszeit wird um 460 in Attika liegen. Die römische Kopie ist, wie deutlich ersichtlich, nach einem Bronze-Original gemacht, und auch dies stimmt mit dem überein, was über die Kuh des Myron bekannt ist. Danach war sie aus Erz, hohlgeossen, etwa lebensgroß und als natürlich aufgefahnes normales griechisches Herdentier, nicht als statliche Opferkuh dargestellt. Dies alles legt es nahe, daß das griechische Vorbild der römischen Kopie die berühmte Kuh des Myron gewesen ist. Als genaue äußere Wiedergabe des Originals hat sie weitaus mehr Interesse als die griechische Bronze in Paris, die nur ein durch Myron angeregtes selbständiges Werk ist.

Astronomisches.

ie. Die Sternschnuppen im Juli und August. Die Meteore sind im ersten Teil des Jahres im allgemeinen selten, und im Mai und Juni ist das Dämmerlicht so stark, daß es alle schwächeren Sternschnuppen überdeckt und nur die besonders stark leuchtenden Meteore sichtbar werden läßt. Aber schon im Juli werden, obgleich der Nachthimmel auch noch recht hell ist, diese Himmelserscheinungen häufiger und glänzender, besonders in der

letzten Woche dieses Monats. In den letzten Tagen des Juli erscheinen nach den bisherigen Beobachtungen durchschnittlich dreimal so viel Sternschnuppen am Himmel, als in gewöhnlichen Nächten des Frühjahrs und Sommers. Wer sich der Beobachtung von Sternschnuppen widmet, findet im Juli und August die lohnendste Arbeit. Die ersten, die den Reigen der Sternschnuppenschwärme eröffnen, sind die sogenannten Aquariden in den Tagen vom 27. bis 31. Juli, die daher ihren Namen haben, weil sie von einem Himmelspunkt im Sternbilde des Wassermanns (Aquarius) auszugehen scheinen. Der berühmte englische Meteorforscher Denning, der auf diese Gruppe von Sternschnuppen in der „Nature“ besonders aufmerksam macht, hat die Beobachtung von 100 Meteoren dieser Herkunft innerhalb der genannten Tage früherer Jahre gesammelt. Das Schauspiel ist aber nicht auf diese kurze Zeit beschränkt, sondern verteilt sich in geringerer Entwicklung auf mehr als einen ganzen Monat, vom 23. Juli bis zum 25. August. Ende Juli wird in diesem Jahre die Beobachtung freilich durch das Mondlicht in nicht unerheblichem Grade beeinträchtigt werden. Die noch bekannteren Meteore aus der Gruppe der Perseiden, die aus dem Sternbild des Perseus kommen, dürften schon in diesen Tagen in ihren ersten Vorläufen sich bemerkbar machen. Den Höhepunkt ihrer Häufigkeit und ihres Stanzes erreichen sie dann in den Tagen vom 8. bis 12. August als die oft genannten „Thränen des heiligen Laurentius“, die von Zeit zu Zeit ein ganz ungewöhnlich großartiges Schauspiel gegeben haben. In neuerer Zeit hat man ganz besonders viel Besens von der Anwendung der Photographie zur Aufzeichnung der Sternschnuppen und ihrer Himmelsbahnen gemacht. Denning aber sieht sich veranlaßt, darauf hinzuweisen, daß eine sorgfame Beobachtung mit bloßem Auge vorläufig doch noch das wertvollste Mittel zur Erforschung dieser Himmelserscheinungen bleiben wird, wie auch die wichtigsten Entdeckungen auf diesem Gebiet nicht auf der photographischen Platte, sondern durch das unbewaffnete menschliche Auge gemacht worden sind.

Humoristisches.

— Selbstverrat. Tourist: „Daß aber die Forellen gar so teuer sind?“

Dorfwirt: „Na, was glauben Sie was das kost'et, wenn man erwischt wird!“

— Sehr einfach. „Schau doch einmal den Müller an, was der für krumme Beine hat!“

„Na, warum soll er keine krummen Beine haben? Vertritt er doch die Firma Beitel u. Citronenbaum schon seit 30 Jahren!“

— Voshast. „Das Bild ist schauerlich — aber wir können den Kollegen doch nicht fallen lassen, nachdem wir ihn auf unser Schild erhoben!“

„Allerdings, aber es freut mich für den Kunstreferenten — ich kann den Menschen nicht leiden; wie muß dem zu Mute sein, wenn er das Bild herausstreichen muß!“ —
(„Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Etwas für Dilettanten. „Berliner Scala“ heißt ein neues Unternehmen, das im Herbst d. J. eröffnet wird und den Zweck hat, allen Komponisten und dramatischen Schriftstellern die künstlerisch vollendete Aufführung ihrer Werke — gegen Erstattung der Unkosten — zu ermöglichen. Die Direktion übernimmt die Aufführung von Opern, Operetten, Lustspielen, Schauspielen usw. durch tüchtige Berufskünstler unter sachmännischer Leitung. Die Aufführungen finden in dem der Direktion gehörigen Grundstück Berlin S., Ludauerstr. 15, statt.

Preise von 1000 M., 750 M., 500 M., sowie zwei Preise von 300 M. sind zwecks Erlangung von Zeichnungen für Arbeiterwohneinrichtungen vom Rheinischen Verein zur Förderung des Arbeiterwohnens und der Firma Krupp ausgeschrieben worden. Entwürfe sind bis zum 15. Oktober beim Direktor des Düsseldorfser Kunstgewerbemuseums einzureichen.

— Schuß Messungen der Meereswärme tritt Dr. Heder vom geodätischen Institut zu Potsdam eine Reise über den Ocean an. Er wird sich in Hamburg auf einen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie einschiffen und sich zunächst nach Lissabon und dann nach Rio de Janeiro begeben. Auf dem Schiff wird ihm ein besonderer Raum zur Aufstellung seiner Instrumente zur Verfügung stehen.

— Den höchsten Viadukt der Welt wird binnen kurzem Frankreich besitzen. Auf der Bahn zwischen Paris und Clermont-Ferrand wird bei Fades ein Viadukt das Thal der Sioule in der Länge von 376 Meter überdecken, der von der Thalsohle die Höhe von 132 Meter erreicht. Im Vergleich hiermit sei bemerkt, daß der bekannte steinerne Gölzthäl-Viadukt der sächsischen Staatsbahnen 80,37 Meter Höhe hat und in Chile (Malleca-Viadukt) gußeiserner Viaduktweiler bis zu 75,7 Meter errichtet wurden. Die Malingner Brücke besitzt eine Scheitelhöhe von 107 Meter über der Thalsohle und der berühmte Viadukt über den Biaur in Südfrankreich bei 250 Meter Weite eine Scheitelhöhe von 116 Meter.